

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Rhein, der Deutschen Lieblingsstrom**

**Buchner, Wilhelm**

**Berlin, 1876**

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-241625](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-241625)

Es klingt ein heller Klang,  
Ein schönes deutsches Wort  
In jedem Hochgesang  
Der deutschen Männer fort:  
Ein alter König hochgeboren,  
Dem jedes deutsche Herz geschworen.  
So oft sein Name wiederkehrt,  
Man hat ihn nie genug gehört.

Das ist der heil'ge Rhein,  
Ein Herrscher reich begabt,  
Deß Name schon wie Wein  
Die treue Seele labt.  
Es regen sich in allen Herzen  
Viel vaterländ'sche Lust und Schmerzen,  
Wenn man das deutsche Lied beginnt  
Vom Rhein, dem hohen Felsenkind.

Mit diesen ernstwürdigen Worten beginnt der edle Schenkendorf sein Lied vom Rhein, mit welchem er zum ersten Male im Jahre 1814 der tiefinnerlichen Liebe des deutschen Volkes für den herrlichen Strom vollen Ausdruck giebt. Gar manchmal hat, der diese Zeilen schreibt, am Ufer des Rheines gestanden und die klare, grüne Flut in die hohle Hand geschöpft. Da kam ihm wol hin und wieder der Gedanke: Wenn jeder dieser Tropfen sprechen könnte, was würden sie nicht alle über ihre Schicksale

zu berichten haben? Woher ist diese Welle und diese? Was haben sie erlebt, was gesehen? Und dann würde dieser Tropfen erzählen von Gletschern und blumigen Alpenmatten, von Abgründen und schwindelnden Wasserfällen; ein anderer würde berichten von den ernstesten Tannen des Schwarzwaldes, ein dritter von den ragenden Domen zu Bamberg und Würzburg, wieder andere von den Nebenhügeln der Saar und Mosel, von den Burgen des Wasgenwaldes und der Bergstraße. Wenn wir diese Handvoll Wassers betrachten, wieviel Gedanken erweckt sie nicht, wieviel freudige und ernste Bilder zaubert sie nicht in unserer Seele hervor! Und woher mag es kommen, daß gerade die Rheinwelle diese Zauberkraft besitzt, jedenfalls in unendlich höherem Maße, als solches bei den übrigen deutschen Flüssen der Fall ist? Wie kommt es, daß der Rhein für den Deutschen nicht bloß der Lieblingsstrom, daß er gewissermaßen ein heiliger Strom ist?

Zwar giebt es noch manchen anderen großen Fluß, welcher in dieser Weise einer gewissen Ausnahmestellung genießt. Daß der Spanier, der Franzose irgend einem seiner zahlreichen und schönen Flüsse eine bevorzugte Stellung in der nationalen Werthschätzung gäbe, davon ist mir nichts bekannt. Der Italiener hat keinen besonders verehrten Fluß; der gelbe Tiber ist ein armes Wasser, und was er an Weltruf besitzt, das dankt er der heiligen Romandie sich in seinen Fluten spiegelt. Der Russe verehrt mit einer gewissen Andacht das Mütterchen Wolga, die gewaltige Wasserader, welche den Verkehr im Innern des riesigen Reiches ermöglicht und Tausende durch ihren Fischreichthum ernährt. So ist die Verehrung der Russen für die Wolga geboren aus dem Gefühle der Dankbarkeit, und gleicherweise bei andern großen Flüssen, welche den Anwohnern den labenden Trunk und die einzig be-

nughare Wasserstraße, dem Flußgebiete Fruchtbarkeit und damit die Möglichkeit menschenreicher Bewohnung darbieten, wie es beim Mississippi, dem „Vater der Gewässer“, beim Nil und Ganges der Fall ist; daß der letztere dem Indier für einen wirklich heiligen Strom gilt, dessen Wasser bei religiösen Feiern unentbehrlich ist, dessen Fluten dem Todten das edelste Grab darbieten, das ist bekannt; in ähnlicher Weise möchte etwa der Christ den Jordan betrachten, in ehrwürdiger Erinnerung an die Taufe des Herrn.

Es ist offenbar, daß die Verehrung des Rheines andere Gründe haben muß. Die räumliche Ausdehnung seines Gebietes gestattet keine Vergleichung mit solchen Riesenströmen, wie Wolga und Ganges, Nil und Mississippi; das Rheinland dankt ihm nicht seine Bewohnbarkeit, seinen Verkehr; auch verehrt nicht der Deutsche allein

Den Herrscher reich begabt,  
Deß Name schon wie Wein  
Die treue Seele labt,

sondern die übrigen europäischen Kulturvölker nehmen an dieser Verehrung mehr oder weniger Theil; ja man möchte sagen, es ist der Rhein der einzige Strom, welcher überhaupt unter den Kulturvölkern einigermaßen jener ehrfürchtigen Huldigung genießt, mit welcher der Aegypter seinen Nil, der Indier seinen Ganges betrachtet. Wäre es nicht der Mühe werth, die Gründe aufzusuchen, welchen der Rhein diese Ausnahmestellung verdankt?

Allerdings besitzt der Rhein von den deutschen Gewässern das ausgedehnteste Stromgebiet und verdient in diesem Betracht vor allen übrigen den Namen eines Stromes. Zwar auch die Donau zeigt schon in ihrem deutschen Laufe, was sie später werden wird, aber sie ist doch durchaus nicht die mächtige völker-

verbindende Straße, als welche uns der Rhein erscheint, und die Elbe noch weit weniger. Ist demnach der Rhein mit der Donau der einzige deutsche Strom, so genießt er vor seiner Nebenbuhlerin noch des Vorzuges, der einzige deutsche Alpenstrom zu sein, der einzige, welcher den Verkehr bis in das Herz von Europa vermittelt. Er durchschneidet den Kern des europäischen Festlandes der Quere nach von Süd nach Nord; er trägt die Wasser des Gotthard und des Berner Oberlandes hinab zur Nordsee; er zeigt so seit uralter Zeit den Weg von dem festen Knochengeriße Europa's zum Weltmeer, und es ist nicht zu verkennen, daß dieser Alpenursprung nicht wenig zu dem poetischen Reiz beiträgt, mit welchem wir den Rhein zu umkleiden gewöhnt sind. Doch davon wird später mehr die Rede sein. Jedenfalls erfüllt die Donau trotz ihres erheblich längeren Laufes dadurch, daß sie schließlich in einem Binnenmeer ihr Leben beschließt, ihre Aufgabe als Kulturstraße in bei weitem geringerem Maße, als der Rhein.

Von ganz besonderer Bedeutung in dieser Werthschätzung des Rheines erscheint es mir, daß der Rhein von seiner Quelle bis zu seiner Mündung, mit seinen Nebenflüssen, von Deutschen oder doch deutschredendem Volke umwohnt wird. Um nicht dem Verdacht der Unwissenheit Raum zu geben, bemerke ich, daß ich sehr wohl weiß, wie einige Hochthäler in der Nähe der Rheinquellen von Romanen bewohnt sind, und daß die Obermosel durch französisches Gebiet fließt; die Maas lasse ich als einen Fluß, der deutsches Gebiet nirgends berührt und nur, ebenfalls außerhalb der deutschen Grenzen, seine Gewässer dem Rheine zugesellt, ganz außer Acht. Abgesehen hiervon, wird im ganzen Gebiet des Rheines, von Chur bis Leyden, von Baireuth bis Trier, deutsch gesprochen; die Holländer müssen es sich bei dieser

Betrachtung wider Willen gefallen lassen, ebenfalls als Männer deutschen Stammes und deutscher Zunge zu gelten; jedenfalls erscheint es uns nicht als ein Abfall von seiner nationalen Bedeutung, wenn unser Rhein die letzten zwanzig Meilen seines Laufes in der Tiefebene der Mynheers dahinschleicht. Es läßt sich ein Gleiches von den übrigen deutschen Flüssen nicht sagen. Die allerdings nur deutsches Land durchströmende Weser ist zu unbedeutend, um hier in Frage zu kommen; die oberen Quellflüsse der Elbe durchfließen zum guten Theil czechisches, wie die Oder oder doch ihr Hauptnebenfluß, die Warthe, polnisches Land; und gar die einzige würdige Nebenbuhlerin des Rheines in der nationalen Werthschätzung, die Donau, durchströmt in ihrem ganzen Mittel- und Unterlaufe die Tiefebene von Ungarn und Rumänien und verliert dadurch völlig das Gepräge eines deutschen Stromes. Hinter Wien hört deutsche Art und deutscher Fleiß auf. Das hat noch eine weitere Folge. Abgesehen etwa von Presburg, Ofen-Pesth, Semlin-Belgrad und Galatz, spiegelt sich auf einer Strecke von 250 Meilen keine größere Stadt in den Fluten der Donau; ihre an und für sich durch Klippen, reißendes Gefälle, schwieriges Fahrwasser der Schifffahrt ungünstige Verkehrstraße ist fast verödet; sie ist als Ader für die Kulturströmung Europa's so gut wie werthlos. Ganz anders der Rhein. Sein Gefälle ist derart, daß es die Thalfahrt fördert, ohne die Bergfahrt zu hindern; schiffbar von Basel bis zum Meere, sieht er einen reichen Kranz gewerbsamer Städte, fruchtbarer Landstriche an seinen Ufern liegen; der lebendigste Verkehr herrscht auf der Flut, wie auf den Eisenstraßen zu beiden Seiten; das Oberland schickt sein Holz, sein Obst und seinen Wein stromab, das Niederland seine Kohlen und die Erzeugnisse des überseeischen Welthandels stromauf; ein endloses Leben wogt auf

und ab, und neben dem Austausch der Erzeugnisse geht der Austausch der Geister, denn alle die aus des Rheines und seiner kleineren Genossen Fluten trinken, sind Männer deutschen Blutes und deutscher Sprache.

Und um diese Betrachtung der natürlichen Verhältnisse des Rheinthals abzuschließen: das Rheinland hat zugleich das Glück, das schönste Klima von Deutschland zu besitzen. Allerdings von da an, wo der Rhein beim Drachensfels ins Niederland eintritt, beginnt mehr oder weniger das Seeklima; der Mittel- und Oberlauf des Rheines haben Festlandsklima, jedoch keineswegs in jener schroffen Ausschließlichkeit, wie die östlicher gelegenen Flußgebiete oder das Donauhochland; als westlichster der deutschen Flüsse nimmt der Rhein an den Wohlthaten des Weltmeeres am meisten von seinen Brüdern Theil; sein Winter ist nicht so hart, sein Sommer nicht so glühheiß, wie etwa in Berlin oder München. Die Gebirge, die ihn von Basel bis Mainz zur Rechten und Linken begleiten, zeigen ihre steil abfallende West- und Ostseite der Abend- und Morgensonne; vor dem Taunus liegen, gegen Norden durch einen Bergkranz geschützt, gleich einem Treibhaus der Mittagssonne geöffnet, die Hügel des Rheingaus mit ihrem Walde von Weinreben, und im engen, heißen Durchbruchsthale zwischen Bingen und Bonn benützt der Winzer jeden Fußbreit Erde, um seinen Weinstock zu pflanzen, denn nicht, wie Schiller in Thüringen sang,

„Grünet hier, die Schläfe zu bekrönen,  
Uns der Rebe muntres Laub.“

Der Frühling kommt am Rhein früher, als im Ostland, und der Herbst hält länger an. So geschieht es, daß der Norddeutsche, der Thüringer, Brandenburger, Schlesier, Preuße sich in einen Frühlingsgarten versetzt glaubt, sobald er den Boden des

Rheinlandes betritt; er sah daheim die ersten grünen Birken-  
sprossen und findet nach einer Nachtfahrt die volle Baumbüte;  
die Rebe, die ihm auch in guten Jahren nur saure Früchte trug,  
sie bedeckt ganze Berglehnen und ist überschüttet mit edeln Trauben;  
der Nußbaum, dessen Früchte er nur im kläglich vertrockneten  
Zustande als Fierde der Weihnachtstanne kennen gelernt, er säumt  
als stattlicher Baum die Landstraßen; die zahme Kastanie bildet  
an den warmen Hängen des Taunus, der Hardt und des Heidel-  
berger Königstuhles ganze Gehölze, und der Mandelbaum streckt  
seine rosenfarbenen Blüthenzweige als Erstlinge des Frühlings  
über die Gartenmauern. Mir selbst ist dieser Eindruck lebendig  
geworden, da ich, ein Schulknabe, vor langen Jahren auf dem  
Dache des Omnibus von Bingen nach Kreuznach fuhr. Ein  
Baumzweig streifte über uns hin; ich brach ihn ab. Mein Nach-  
bar auf dem lustigen Sitz, ein Ostdeutscher, fragte verwundert,  
was das für Früchte seien. Mandeln, antwortete ich mit dem  
Vollbewußtsein des Rheinländers und freute mich an dem Er-  
staunen des Ostländers, daß solche Südfrucht in meiner Heimat  
an jedem Begrande wachse. Und so bin ich nicht in Zweifel,  
der erste Besuch des Rheinlandes in schönen Frühlings- und  
Sommertagen, oder in der Zeit der Traubenreife macht auf den  
Bewohner von Mittel- und Norddeutschland denselben freudigen  
Eindruck, den wir etwa empfinden, wenn wir in den Apenthä-  
lern Norditaliens den ersten Feigenbaum im Freien schauen, oder  
die Limonenspaliere und Aloestauden der Isola bella.

Geben schon diese natürlichen Vorzüge dem Rhein eine ge-  
wisse Ausnahmestellung unter den deutschen Strömen, so wird  
dieselbe noch erheblich erhöht durch die Bedeutung, welche  
dem Rheinlande in der Geschichte des deutschen Reiches und der  
deutschen Bildung zukommt, und zwar dankt der Rhein diese

auszeichnende Stellung abermals natürlichen Umständen, nämlich seiner Lage am Westrande des deutschen Landes. Das Rheinland ist die Wiege der deutschen Reichsgeschichte; bis an den Rhein dehnte das Römerreich seine Herrschaft; an die Römerfestungen des linken Rheinufers lehnten sich die ersten Städte an, in ihrer Nähe bauten sich reiche Provinzialen ihre Landhäuser mit jenen prachtvollen Mosaikböden, deren so manche am Rhein und seinen Nebenflüssen vorhanden sind; zur Seite der römischen Heerstraßen dehnten sich die Todtenäcker, wo warme Quellen sprudelten, da finden wir schon die Römer mit ihren Bade-Einrichtungen. Ein wohlgeordnetes Straßennetz überzog das Land westlich vom Rhein, südlich von Main und Donau; die hier ansässigen deutschen Völkerschaften nahmen zwar nicht die Sprache, aber Sitte und Bildung der Römer an, und das Christenthum fand hier früh Eingang. So sind Basel und Straßburg, Worms und Mainz, Metz und Trier, Aachen und Köln altrömische Festungen nicht bloß, sondern zugleich die ältesten deutschen Städte; den Rhein entlang ging damals die Völkerstraße von den Alpen bis zu der Insel der Bataver, dem gegenwärtigen Holland; römische Handels- und Kriegsflotten zogen den Strom auf und ab, der den fremden Eroberern als Grenze und zugleich Grenzstraße so überaus trefflich gelegen war. Was Wunder, daß das Volk im Rheinthal den Stämmen im Osten an Bildung überlegen war und daß der mächtige Frankenstamm am Mittel- und Niederrhein sich zum Herrscher aufwarf nicht bloß über das gallische Land im Westen, sondern auch über Deutschland von den Alpen bis zum Thüringerwald? Freilich stand ihm am Oberrhein ein anderer Stamm gegenüber, der sich eine einigermaßen selbständige Stellung zu erringen wußte, derjenige der Alemannen oder Schwaben. Zwei mächtige Kaisergeschlechter

hat der fränkische Stamm dem Reiche gegeben; oberrheinischen Blutes, aus dem schwäbischen Volke erwachsen, war das herrliche Kaiserhaus der Hohenstaufen; ruhmloser zwar, aber doch auch ein rheinländisches Geschlecht, waren die Luxemburger; sogar die Habsburger erwachsen am Oberrhein, wenn sie auch später den Hauptsitz ihrer Macht an die Donau verlegten. So waren von sechs großen Kaisergeschlechtern fünf auf dem Boden des Rheinlandes heimisch, auf anderem nur eines, das kräftige Haus der Sachsen. Drei der höchsten geistlichen Fürsten des Reiches, die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, wohnten am Rhein; sie und der Pfalzgraf bildeten schon die Mehrzahl der Wahlfürsten des Mittelalters. Im Rheinlande lagen die hauptsächlichlichen Pfalzen, an welche sich zugleich das Gedächtniß wichtiger Reichstage knüpft, Ingelheim und Aachen, Worms und Trier, Kaiserswerth, Hagenau und Gelnhausen; auf den Reichsburgern Trifels, Hammerstein und Hagenau wurden die Reichskleinode aufbewahrt. Vom Rhein aus drang die Frankenherrschaft unter blutigen Kriegen vor ins Sachsenland und zu den Slawen; Jahrhunderte lang ward gekämpft, bis deutsche Art und Sitte über die Elbe hinaus vordrang zur Oder und Weichsel; die Rheinstädte waren schon uralte Kultursitze zur Zeit, als Bremen, Hamburg, Lübeck und Danzig erst durch den Einzug des Christenthumes und deutscher Einwanderer zu jungen Ausgangspunkten deutschen Lebens wurden.

Und wie aus dem höher gebildeten Lande der romanisirten Franken auf gallischem Boden stets neue Anregungen der Wissenschaft und der Kunst nach dem Rheine vordrangen, so pflanzten sie sich weiter nach Osten hin fort. Von Westen kam die höfische Helden- und Minnedichtung; in den alten reichen Städten des Rheinlandes, zu Speier und Worms, Mainz und Bamberg er-

hoben sich die prachtvollsten Dome romanischer Kunst, im Rheinthale die Edelsteine gothischer Bauweise, die Münster zu Freiburg und Straßburg, zu Oppenheim und Köln. Allerdings pflanzen sich auf der Höhe des Mittelalters die von Westen herüberkommenden Anregungen rasch weiter, deutscher Gesang erschallt auf der Wartburg wie am österreichischen Hofe, und die Dome von Regensburg und Wien lassen sich neben denjenigen des Rheinlandes mit Ehren sehen; dennoch ist nicht zu verkennen, daß bis zum Zwischenreiche das Rheinland den Mittelpunkt der deutschen Reichsgeschichte bildet.

In gleicher Weise nimmt das Rheinland an der geistigen Bewegung zur Zeit des Mittelalters den regsten Antheil. Der älteste der höfischen Heldendichter, Heinrich von Veldeke, war ein Franke vom Niederrhein; Gottfried von Straßburg, in seinem *Tristan und Isolt* der begabteste, leidenschaftlichste Vertreter des Liebesromans, war ein Rheinschwabe; in Mainz lebte und dichtete Heinrich Frauenlob; Elsässer, d. h. rheinische Schwaben waren Tauler, Geiler von Kaisersberg und Sebastian Brant; ein Rheinfranke war der Mann, der einem Wegweiser gleich an der Pforte der neuen Zeit steht, der Erfinder der Buchdruckerkunst, Johannes Gutenberg von Mainz. Und diese rege Theilnahme des gesammten Rheinlandes an der geistigen Arbeit der Nation versteht sich ganz von selbst, wenn wir den beweglichen aufgeweckten Sinn, die frische Thatkraft in Betracht ziehen, welche allezeit dem schwäbischen und fränkischen Rheinländer eigenartig gewesen sind.

Allerdings tritt gegen den Ausgang des Mittelalters das Rheinland aus der bisher bevorzugten Stellung heraus, jemehr deutsche Sprache und Sitte nach Osten vorrücken; die Luxemburger nehmen ihren Sitz in Böhmen, die Habsburger in Oesterreich, und damit fällt die geistige und politische Vorherrschaft des

Rheinlandes. Ein weiterer und keinesweges förderlicher Umschwung macht sich seit dem Beginn der Reformation bemerklich, indem nunmehr der Schwerpunkt des deutschen Geisteslebens ganz entschieden ostwärts nach Sachsen, Brandenburg und Schlesien rückt; das Rheinland dagegen nimmt fernerhin Jahrhunderte lang Antheil an der deutschen Geistesarbeit nur in jenen Gebieten, welche sich der Glaubenserneuerung anschließen, in der Schweiz also, in Württemberg, in Straßburg und Frankfurt. Der alte Namen der Pfaffengasse, welchen das seit langer, langer Zeit für das Christenthum gewonnene Rheinthal mit seinen zahlreichen Bis- und Erzbisthümern verdienstermaßen trug, wird ihm jetzt ein Unsegen; die geistlichen Gebiete sind fortan auch geistlich arm und betheiligen sich höchstens durch künstlerische Hervorbringungen am geistigen Leben der Nation. Aber auch jetzt noch bleibt das Rheinland die Wiege einer ganzen Anzahl unserer trefflichsten Geister. So sind deutsche Schweizer Zwingli und Haller, Lavater und Pestalozzi; Söhne des Neckarthales sind Kepler, Wieland und Schiller, Schubart und Uhland, Hegel und Schelling; echte Rheinländer sind Fischart, der geistvolle Humorist, Grimme's-hausen-Simplicissimus und Goethe, der Frankfurter; ein Niederländer von väterlicher Seite, ein echter Rheinfranke von Seiten der Mutter war der zu Bonn geborene Beethoven; Söhne des Niederrheines sind der größte deutsche Künstler der Neuzeit, Peter von Cornelius, und der größte deutsche Lyriker nach Goethe, Heinrich Heine. Das sind freilich stolze Namen, und manche gehören zu den besten des deutschen Volkes; aber dennoch treten ihnen aus den übrigen deutschen Landstrichen manche Namen ganz oder doch fast ebenbürtig zur Seite. Von allen diesen Söhnen des Rheinlandes ist bloß einer auf geistlichem Grund und Boden geboren, Beethoven.

Nur einen kurzen vergleichenden Blick werfen wir auf die geschichtliche Bedeutung der übrigen deutschen Flüsse. Wohl auch die Donau hat ihre alten Römerstädte; das sangfrohe Oesterreich nahm redlich Theil an der Dichterblüte des Mittelalters; in den mächtigen Reichsstädten Ulm und Augsburg, in Regensburg und Wien wohnte ein tüchtiges Bürgergeschlecht; Zeugniß für dessen Kraft und Muth sind die stolzen Dome dieser Städte; aber seit der Reformation wendet sich das Donauland fast völlig von der Mitarbeit am geistigen Nationalleben ab; nur die Tonkunst findet hier glanzvolle Pflege, weckt wunderbar begabte Genien, während im protestantischen Norden Dichtung und Wissenschaft herrlich aufblühen. Das Wesergebiet kann schon um seiner engen Begrenzung willen keinen Anspruch an eine besonders hervorragende Theilnahme am deutschen Geistesleben machen. Elbe und Oder sind zur Zeit der Blüte des deutschen Kaiserreiches noch fast slavische Flüsse; Hamburg, Lübeck, Breslau, Danzig waren gewaltige Mittelpunkte des Handels, aber sie nahmen bloß lockeren Theil am politischen Leben des ermattenden deutschen Reichskörpers, kaum nennenswerthen an seiner geistigen Arbeit. Erst seit der Reformation, dann aber auch mit der ganzen Nachhaltigkeit norddeutscher Art nimmt das Elbgebiet die Hauptlast der deutschen Kulturarbeit auf sich; die Elbstadt Wittenberg wird die Wiege der Glaubenserneuerung, und damit tritt Kursachsen an die Spitze Deutschlands, bis hundert Jahre später in der Spreestadt Berlin der große Kurfürst die Grundlagen des brandenburgisch-preussischen Staates und damit diejenigen des geeinigten deutschen Kaiserreiches der Zukunft legt.

Nach diesen Betrachtungen ist es erklärlich, daß das Rheinland erfüllt ist von glänzenden Erinnerungen an die denkwürdigen Zeiten der alten Reichsgeschichte, reich an ragenden Mün-

stern in den Städten, an wunderschönen Klostertrümmern in den Waldthälern, reich an Römerbauten und zerfallenen Kaiserpfalzen, an großen geschichtlichen Namen. Wir brauchen nur zu gedenken an Zürich und Zwingli, an Constanz und Huß, an Basel und Holbein, an Straßburg und Erwin, an Speier und die Kaisergräber, an Worms und seinen Reichstag, an Mainz und Gutenberg, an Frankfurt und die Kaiserkrönung und Goethe, an Trier und seine Römerbauten, an das heilige Köln und seinen Dom, und eine ganze Flut reichster Gedanken strömt auf uns ein; ein gutes Stück der besten geistigen Arbeit des deutschen Volkes ist im Rheinthale geleistet worden, und das giebt ihm in den Augen des Kundigen eine ganz absonderliche Bedeutung.

Zu diesem Reiz der Geschichte gesellt sich der nicht geringere Reiz der Sage. Es hat ja im Grunde jede Gegend, bei welcher das geschichtliche Gepräge nicht allzusehr verwaschen ist, ihre auf verschollenen Ereignissen oder uralter Göttermythe ruhenden Sagen, aber dennoch darf man fragen: Welcher deutsche Fluß hat einen solchen Sagenschatz wie der Rhein? Einen Sagenschatz zugleich, den nicht bloß der Deutsche kennt, sondern der das allgemeine Besitztum aller Gebildeten ist? Weltfagen möchte ich sie nennen, denn der Franzose und Engländer, der Holländer und der Russe, sie lernen bei ihrer Rheinfahrt die Sage vom Nibelungenhort und vom Mäuseturm, von der Lorelei und dem Rolandsbogen kennen und theilen sie in Dichtungen der Heimat mit. Der steifste Engländer, welcher das Rheinthal bisher nur in seinem rothen Murray betrachtet hat, reckt den Hals und macht die müden Augen auf, wenn das Schiff an die Lurlei kommt. Dabei ist es merkwürdig zu beobachten, welchem Umstande die Rheinsage ihre Weltbedeutung zum guten Theile verdankt, ihrer Verherrlichung nämlich durch die Poesie. Das Nibelungenlied und

Schiller's Ritter Loggenburg sind dafür redende Zeugnisse, nicht zu reden davon, daß man die Lorelei in ihrer Entstehung lediglich auf Kl. Brentano, in ihrer allbekanntesten dichterischen Gestalt auf Heine zurückführen kann. Die Brüder Grimm in ihrer bahnbrechenden Sammlung deutscher Sagen 1816 kennen die Lorelei noch nicht. Kein deutscher Fluß aber ist in ähnlicher Weise dichterisch verherrlicht worden wie der Rhein.

Es gesellt sich zu diesen Vorzügen der geographischen Lage und Beschaffenheit, der Bedeutsamkeit des Hintergrundes von Geschichte und Sage noch ein weiterer, ganz besonders wichtiger Vorzug, welcher dem Rhein die allgemeine Werthschätzung nicht der Deutschen blos, sondern der europäischen Kulturvölker überhaupt gewonnen hat; es ist das seine Schönheit. Nun könnte man allerdings meinen, daß es noch manchen anderen Fluß gebe, welcher dem Rhein, wenigstens an einzelnen Stellen, ebenbürtig sei; bei genauerer Betrachtung werden wir leicht erkennen, wie die früher betrachteten geographischen und geschichtlichen Lichtseiten des Rheines wesentlich dazu beitragen, daß unser Strom ganz besonders dieses Rufes der Schönheit sich erfreuen konnte.

Es ist bereits darauf hingewiesen, wie das Rheinthal dadurch, daß es den Kumpf des europäischen Festlandes der Quere nach durchschneidet, seit alter Zeit eine vielbesrittene und vielbefahrene Völker- und Handelsstraße gewesen und bis auf diesen Tag geblieben ist. Der Verkehr aus dem Alpenlande nach der Nordsee wird naturgemäß auf seinen Wellen oder an seinen Ufern dahingehen, und umgekehrt, wenn der Bewohner der Seegestade, der Niederländer und Engländer, nach Oberdeutschland, der Schweiz, Italien und den östlichen Ländern des Mittelmeeres reisen will, so findet er keinen naturgemäheren Weg, als den Rhein. Nun ist aber bekanntlich gerade der Engländer seit

Jahrhunderten ein wahrhaft reisewüthiger Mensch, wie man wol sagen darf, daß das Reisen im Sinne der Gegenwart, die Jagd nach neuen und gewaltigen Natureindrücken, im Wesentlichen erst seit hundert Jahren gekannt, und zwar von den Engländern erfunden ist. Englische Reisende haben dem rastlosen Strome der Weltfahrer die Wunder der Alpen, die Schönheiten Italiens, Griechenlands, des Morgenlandes erschlossen. Daß diese Reiselust des Engländers bisweilen auch lediglich aus Langeweile oder Modethorheit hervorgehen mag, daß seine Naturlust zu Zeiten den Anstrich des Abenteuerlichen erhält, daß diesem tollköpfigen, mit unsäglichen Lebensgefahren verbundenen Erklettern unbetretener Alpenspitzen bisweilen ein bißchen Verrücktheit zu Grunde zu liegen scheint, wer wollte es leugnen? Wer wird aber auch verkennen, daß sich hinter diesen Schwächen und Sonderbarkeiten nicht selten ein tiefes Gefühl für die wahren Schönheiten der Natur birgt, und daß unsere angelsächsischen Blutsverwandten damit die Pfadfinder vornehmlich der Alpenwelt und Italiens geworden sind? Nun, und welchen Weg dahin kann der Engländer, falls er nicht etwa über Paris und Lyon geht, anders nehmen, als eben durch das Rheinthal, welches ihm mit seiner schon früh hergerichteten Dampfschiffverbindung die erwünschteste Reisegelegenheit bot? Und zwar doppelt erwünscht, da sich zur Bequemlichkeit des Reisens noch die Anmuth der Landschaft und der Reiz merkwürdiger alter Städte gesellt.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Flußthäler da am schönsten sind, wo sie das Gebirge durchbrechen; in dieser Hinsicht ist der Rhein besonders bevorzugt. Die Oder hat gar keine Durchbruchsstelle und entbehrt damit völlig der malerischen Schönheit; die Durchbruchsstelle der Elbe, die sächsische Schweiz, ist schön, aber kurz, noch kürzer diejenige der Weser, die Westfälische

Pforte. Das Durchbruchsthal des Rheines dagegen ist lang und mag von Mainz bis Bonn, die Krümmungen mitgerechnet, wenigstens 20 Meilen zählen, also vier gute Wandertage; das hat den großen Vorzug, daß die Eindrücke nicht rasch wie ein Traum vorübergehen, sondern in stets neuer und doch ähnlicher Gestalt wiedererweckt werden; von welcher Seite man aber kommen mag, vom Ober- oder vom Niederland, Eingang und Ausgang des tief zwischen Bergen eingeschränkten Durchbruchsthales bieten die prächtigsten Bilder, hier Bingen mit dem Niederwald, dort die wunderschöne Bergpforte zwischen Rolandsack und Drachfels. Und daran schließen sich als glänzende Anfangs- oder Endpunkte hier das goldene Mainz, dort das heilige Köln.

Die Wirkung dieser malerischen Landschaften ist um so eindringlicher, da der Reisende, von welcher Seite er komme, ein anmuthloses Flachland hinter sich läßt. Die Rheinufer unterhalb Bonn bieten keinerlei landschaftliche Schönheiten; aber auch oberhalb Mainz breitet sich gewaltig lang, etwa vier bis fünf Meilen breit, das vormalige Seebecken des Oberrheinthales, durch welches der Strom in gewaltigen Windungen seine Wasser dahinrollt. Von Basel abwärts fährt das Schiff nur zwischen flachen Ufern einher, über dessen Dämme eintöniges Weidengehölz hinwegschaut; zur Rechten und Linken, in weiter Ferne, strecken sich die blauen Bergketten des Schwarzwaldes und der Vogesen dahin. Erst bei Oppenheim, wenige Stunden oberhalb Mainz, tritt an den Strom in steilem Absturz das Kalkgebirg des linken Ufers heran, gekrönt durch eine zertrümmerte Kaiserpfalz und die wunderschöne Katharinenkirche. Daran reihen sich anmuthige Weinhügel, bis das goldene Mainz die Pforte des eigentlichen Rheingaaues eröffnet.

Hier legt sich der Taunus dem Strome vor und zwingt

(404)

ihn, in westlicher Richtung weiterzufließen; zum Geleite giebt er ihm die liebliche Hügelkette des rechten Ufers mit, welcher gegenüber, obwohl weiter entfernt, eine andere entspricht. Das ist der altberühmte Rheingau; ein weißes Städtlein nach dem andern lagert sich in fast ununterbrochener Folge am Ufer hin eingerahmt zwischen alten Thorthürmen mit Zinnendächern; helle, Landhäuser blicken aus dem Grün ihrer Gartenanlagen, und darüber steigt das Weingebirg in milden Hügeln auf, soweit der Blick reicht, und bietet sich dem warmen Strahle der Mittagssonne dar. Weinberge sind im Grunde nicht malerisch schön, am wenigsten so lange sie noch laublos nur die nackten Zweige und stützenden Pfähle zeigen; an schroffen Stellen steigen sie in steinernen Terrassen auf, die überall in steifen Bändern die Bergfläche durchschneiden; aber es erfreut uns der Gedanke an den hier allerorten sichtbaren Menschenfleiß, an das edle Gewächs, das er pflegt, an den herzerquickenden goldenen Saft, den die Sonne daraus bereitet. Der Strom selbst gleitet im breiteren Bett zwischen grünen Inseln dahin; kein eruster oder großer Eindruck unterbricht die Reihenfolge anmuthiger Bilder des Wohlbehagens; so galt der Rheingau für die beginnende Zeit des Naturverständnisses seit Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zum Ende desselben für den schöneren Theil der Rheinfahrt.

Dann legt sich bei Bingen das Gebirg wie ein unbezwinglicher Wall dem Strome vor; aber seit undenklichen Jahren hat er sich nach und nach eine Rinne in das Gestein des Schiefergebirges genagt, welches er nunmehr, gemeiniglich eng zwischen Felsmauern beschlossn, jetzt rechts, jetzt links einen Bergvorsprung umgehend, der ganzen Quere nach durchbricht. In der Mitte des langen Felsstales, von Coblenz bis Andernach, breitet sich ein geräumiger Thalfessel aus, wieder ein ehemaliges Seebecken,

weithin bedeckt mit den Auswürflingen der vormal's vulkanischen Eifelberge. Dann schließt sich das schroffe Engthal aufs neue für eine Strecke von etlichen Meilen, um schließlich in den steilen Felswänden des Drachensfels einen prachtvollen Abschluß zu finden; schon winkt Bonn in der Ferne, und über das Weidengesträuch des wieder flachen Ufers blickt das stolze Endziel der Rheinfahrt, der riesenhafte Wunderbau des Kölner Domes.

Und auf dieser ganzen weiten Strecke, die wir jetzt auf bequemem Schnellboot in nicht einem vollen Tage stromab durchfahren, was haben wir nicht all gesehen? Berge über Berge, in nackten Felsen emporstarrend oder bis zur Hälfte mit mühsam gepflegten Weinstöcken bepflanzt, die Häupter bewaldet; den Strom entlang zierliche alte Städtlein mit weißen Häusern und schwarzen Schieferdächern. Es ist nur eine Straße; dahinter steigt schon wieder die Stadtmauer mit ihren Zinnen empor, alte mächtige Thürme, mit Ephen umspunnen, mit Lusthäuschen gekrönt, rahmen diese kleinen Städte ein; aus dem Gewirre der Häuser heben sich prächtige Kirchen, romanische, gothische, echte alte, verwittert und grau, das Spitzdach burgartig mit einem Zinnenkranz umgeben. Und über jedem Städtlein auf schroffem Fels schaut eine Burg herab, die einen zerfallen, andere hergestellt. Glückliche Menschen stehen da oben und winken dem vorüberfahrenden Schiff mit weißen Tüchern einen Gruß zu. Hier hebt sich Burg Klopp, wo Kaiser Heinrich IV. von dem eigenen Sohne verrathen ward, dort ist der Niederwald, der bald des deutschen Volkes Siegesdenkmal tragen wird, hier des bösen Erzbischofs Hatto Mäusethurm. Dieser Edelstein von einer alten Burg, mitten im Rhein auf einer Felsklippe gebaut, ein wunderbares Gebäu mit zahlreichen Thürmchen, es ist die Pfalz; hier ist Blücher in der Neujahrsnacht 1814 über den Rhein ge-

gangen. Dort oben sitzt die Lorelei und kämmt ihr goldenes Haar; dort Schloß Rheinfels, das riesige Trümmerwerk, da die malerische Marburg; hier der Königsstuhl von Rheinfels, da der Stolzenfels, hier der Ehrenbreitstein. Dieser schroffe Felskoloß trägt die Trümmer von Hammerstein, wo des heiligen römischen Reiches Kleinodien zu Zeiten aufbewahrt wurden; dort oben steht die wunderschöne Apollinariskirche; dort drüben liegt das Siebengebirg mit dem Drachenfels und hier der Rolandsbogen, von dem der trauernde Ritter hinabschaute zum Nonnenwerth! So eines nach dem andern, liebliche Dörfer und regsame Städtlein, alte Burgen und neue Landhäuser, Edelsteine von Kirchen, Weinberge und Obstgärten; und welche Wunder weiß nicht der Kundige noch sonst in den Waldthälern versteckt, die von Zeit zu Zeit, wenn die Bergwände einen Durchschluß lassen, in das verborgene Land zur Seite sich aufthun!

Worin, fragen wir, besteht dieser berückende Reiz der Rheinlandschaft? Ein Amerikaner, ich weiß nicht, wo ich es las, hat gemeint, sein Hudson wäre wohl schöner als der Rhein, wenn dessen Burgen nicht wären. Ja, das ist die Sache, nur daß der Mann sie nicht völlig auszudrücken wußte, wenigstens nicht für ein deutsches Gemüth. Jede landschaftliche Schönheit erfreut uns auf die Dauer nur, wenn wir Spuren menschlichen Wirkens darin erkennen. Es ist mir bange geworden am hellen sonnigen Mittag, als ich, ein reifer Mann, mütterseelenallein vom Gornner Grat zur Eispracht des Monterosa und seiner Nachbarn hinüberschaute; ich meine, ähnlich müßte der Eindruck des Urwaldes oder der Wüste sein, oder des Meeres an todeinsamer Felsenküste. Hören wir den Klang der menschlichen Rede oder nur fernen Glockenton, sehen wir die Spuren der fleißigen Menschenhand, so wird uns heimlich und behaglich zu Muth. Aber noch ge-

steigert wird, wenigstens für das reifere Gemüth, dieser Eindruck, wenn diese Spuren der Menschenhand uns nicht blos in die rührige Gegenwart, sondern in eine längst versunkene Vergangenheit hinweisen. Und dieses ist, wenn irgendwo, im Rheinthale der Fall, und zwar, aus den schon früher entwickelten Gründen, in unendlich höherem Maße als es bei den übrigen deutschen Flüssen der Fall, ja überhaupt möglich ist. Wohl nur wenige werden sich dieses Eindruckes und seiner Gründe vollkommen bewußt, aber wirksam bleiben sie darum doch. Inmitten dieser bald lieblichen, bald großartigen landschaftlichen Schönheit ahnen wir fortgesetzt den gewaltigen geschichtlichen Hintergrund derselben; wir sehen die alten Römer ihre Kastelle abstecken, die Kaiser auf- und abziehen; wir bevölkern die gebrochenen Burgen mit lebenden Rittern, und das junge Mädchen, das uns neckisch vom Söller grüßt, wird uns zum Burgfräulein. Goethe, der so manchemal rheinauf und rheinab fuhr, hat in einem wunderbar schönen Jugendgedicht dieser Empfindung Ausdruck gegeben. Er läßt hoch auf dem alten Thurme des Helden edlen Geist stehen und herniedersehen auf das tiefunten dahingleitende Schifflein; der Geist ruft demselben zu:

Sieh, diese Senne war so stark,  
Dies Herz so fest und wild,  
Die Knochen voll von Rittermark,  
Der Becher angefüllt:

Mein halbes Leben stürmt' ich fort,  
Verdehnt' die Hälf' in Ruh,  
Und du, du Menschenschifflein dort,  
Fahr' immer, immer zu!

Was hier der Dichter mit wunderbarem Verständniß ausspricht, ist es nicht das Gegenstück zu unseren Gedanken, wenn

wir an dieser zertrümmerten Herrlichkeit auf leichtem Schiffelein dahinfahren oder fröhlichen Sinnes dahinwandern? Der Geist des alten Ritters ruft uns zu: Fahrt nur dahin in Eurer Fröhlichkeit, genießet des holden und kurzen Lebens, wie ich vormals! Ihr werdet auch dereinst Ruhe finden und stille werden, wie ich es bin! Und uns drängt sich die Empfindung auf: Dort oben, wo jetzt in den morschen Trümmern nur Kauz und Eidechse haufen, da hat vor Zeiten fröhliches Menschenleben geflutet. Die dort oben wohnten, sie haben wohl auch manchmal freudigen Blickes hinabgeschaut in diese vollquellende Schönheit, haben das Leben genossen und Leid getragen, wie wir, und wo sind sie jetzt?

Alles dahin, dahin!

Das ist es eben, was, um auf eine frühere Bemerkung zurückzukommen, den Hudson vom Rhein unterscheidet, daß der letztere in seinen geschichtlichen Erinnerungen und Hinweisen eine geistige Schönheit besitzt, welche den malerischen Reiz dieser Berge und Felsen, Weinterrassen und Städtlein, Burgen und Kirchen unendlich vertieft. Und doch will zugleich die erste Wehmuth, die sich unwillkürlich an die Betrachtung von Trümmern, an den Gedanken längst vorübergerauschten Lebens knüpft, sich am Rhein nicht einstellen; das alles ist gar so schön, und diese verwitterten Zeugen der alten Zeit schauen hinab auf die lebendig flutende Gegenwart. Wir erkennen überall die Spuren regsten Verkehrs, fruchtbarer Arbeit; zur Rechten und zur Linken des Stromes rasseln lange Züge von Wagen auf der Eisenstraße dahin, mächtige Schlepptoote kämpfen gegen die Wellen und führen ihr Gefolge von schwerbeladenen Segelschiffen stromauf; die zierlichen Schwäne des Rheins, die Dampfer, gleiten an einander vorbei, und jauchzend grüßen, die darauf fahren, mit

wehenden Tüchern hinüber und herüber; von gar mancher Burg auf der Höhe flattern Fahnen im Wind; grünende Nebengänge und blitzende Fenster zeigen, daß auch dort oben wieder junges Leben eingelehrt ist; an die Städte schließt sich ein Kranz anmuthiger Landhäuser, und wir selbst? — Wir ziehen entweder als frische Wanderer zu Fuße einher durch dieses schöne fröhliche Leben, oder wir schweben auf dem Dampfer dahin, rings umwogt von lauter Gesellschaft, und alle diese Menschen freuen sich der Welt, genießen den rasch verrauschenden Sonnentag, der ihnen vielleicht noch nach langen Jahren ein Tag des Gedächtnisses sein wird. Das macht eben den Rhein so herrlich, daß seine reiche Schönheit sich aufbaut vor dem dunkeln Hintergrunde der vergangenen Zeit, und daß wir allerorten zugleich nicht bloß den Fleiß und das frische Gedeihen der Gegenwart sehen, sondern auch glückliche Menschen, die mit trunkenem Blicke sich der Welt und ihrer Schönheit freuen. Denn frohe Menschen zu sehen macht uns selber froh.

Und nicht zum Wenigsten trägt zu dieser Weltbedeutung des Rheins sein Wein bei. Er ist solch ein edles Getränk, daß er einer ganz besonderen, wahrhaft philosophischen Würdigung bedarf.

Ich bin nämlich geneigt zu der Ansicht, daß, schon aus naturwissenschaftlichen und geographischen Gründen, kein Volk der Welt so in der Lage sei, Wein zu trinken, wie der Deutsche. Der Nordländer, also der Russe, Norweger und Schwede, der Bewohner der nordischen Meeresküste oder des Insellandes, also der Däne, Engländer, Schotte, Holländer, sie trinken zur Erwärmung ihres leiblichen Menschen, zur Befiegung der kühlen Meeresluft und des feuchten Nebels den schneren südländischen Wein oder gar das ekle gebrannte Wasser. Sie wärmen, aber

sie steigen in den Kopf, sie machen schwer und dumpf, und wenn der Deutsche davon nach heimischer Weise trinkt, so wird er betrunken. Diese Südländer oder der Brantwein in allen seinen mannichfachen Gestalten, sie sind eben nicht „süffig“, um ein biederer rheinisches Wort zu gebrauchen. „Man kann dabei nicht fingen, dabei nicht fröhlich sein.“

Der Südländer dagegen, der Franzose und Spanier und Italiener, sie verstehen auch nichts vom Wein. Schon der Franzose mischt sich seinen Wein mit Wasser, gleich den Helden Homers und den Weisen Platos, die sicherlich ausbündiger Mengen solches klägliches Getränkes bedurften, um in eine halbwegs heitere Stimmung zu kommen. Das ist aber naturgemäß; der Portwein, Xeres und Marsala, die in der Nebelhaftigkeit von London oder Stockholm gute Dienste thun, sie erhigen das heiße Blut des Südländers noch mehr, und er greift zum Wasser, welches der redliche Deutsche weislich meidet,

„Dieweil darin ersäufet sind  
 All sündhaft Vieh und Menschenkind.“

Ich will damit nichts Schlimmes sagen über die Weine unserer Nachbarn, der Franzosen; daß sie solch guten Wein ziehen, habe ich immer als eine Hauptliebenswürdigkeit von ihnen betrachtet. Ein edler Burgunder oder Bordeaux verdient alle Achtung, vorab deshalb, weil er unter den Fremdlingen mit unserem Rheinwein noch die meiste Aehnlichkeit hat. Der Champagner dagegen ist ein dummes Getränk, ihn zu genießen ein Beweis von Geistlosigkeit oder Grobthuererei, weshalb es zumeist in Gegenden geschieht oder von solchen, die von dem echten Wein nichts verstehen. Der Champagner ist kein Wein, sondern ein Kunstprodukt, ein mit Zucker und Alkohol zurecht gemachter werthloser Nebenjaft; man fragt nicht, wo er gewachsen ist.

sondern, wer ihn gemacht hat; die edlen Herren von Hochheim, Müdesheim und Johannisberg besitzen ihren Weltruf seit Jahrhunderten und werden ihn auch ferner besitzen, die Wittwe Cliquot, Mumm und Roederer sind Fabrikantennamen, vergänglich wie der bunte Zettel auf ihrer Flasche, wie der prickelnde Schaum ihres Weines.

Deutschland ist das wahre Reich der Mitte für den echten und gerechten Weintrunk, und der Kern in diesem Reiche der Mitte ist das Rheinland selbst. Der deutsche Trinker haßt den Schnaps und verachtet das Wasser: der echte Deutsche trinkt mit Andacht; das Weintrinken ist ihm ein Cultus, ein Mysterium, eine Erhebung in das Reich der Poesie. Er verlangt zum Genuß der Zunge noch den Genuß des Ohres im Anstoßen, im Gesang, in lebendiger Wechselrede, Trinken und Anklagen gehört ihm zusammen; hat ja doch der Franzose für den ihm fremden Brauch das deutsche Wort trinquer geborgt. Und welches Volk hat solche Trinklieder wie der Deutsche? Nicht leichte champagnerartig schäumende, wie diejenigen Berangers, sondern ernste, feierliche, tiefe, heilige Trinklieder, bei denen aus der goldenen Flut des Weines die ächteste Poesie, die schönste Frömmigkeit, die reinste Vaterlandsliebe, die weitherzigste Menschenliebe emporsteigt. Wer hat sie in brausenden Jugendjahren begeistert gesungen und wird nicht noch unter grauen Haaren andächtig und froh, wenn er der vergangenen Zeiten gedenkt? Wenn diese unsterblichen Lieder an seiner Seele vorübergehen:

Aus Feuer ward der Geist geschaffen,  
Drum schenkt mir süßes Feuer ein!

oder:

Alles schweige! Jeder neige  
Ernsten Tönen nur sein Ohr!

(412)

oder Goethe's prächtiges Trinklied:

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,  
Himmliſches Behagen,

oder das ernſte:

Sind wir vereint zur guten Stunde,  
Wir ſtarker deutſcher Männerchor,

oder das prächtige alte Lied des ehrlichen Wandsbecker Boten  
Matthias Claudius:

Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher  
mit ſeinem tief gemüthlichen Schluß:

Und wüßten wir, wo jemand traurig läge,  
Wir brächten ihm den Wein!

Solche Trinklieder kann bloß der deutſche Dichter, nur der  
Deutſche ſingen, und nur beim Rheinwein ſingen.

Der Deutſche trinkt, wie man am Rhein ſagt, mit Ver-  
ſtand, denn ſein Wein läßt ihm den Verſtand; „im Kreiſe  
froher kluger Zecher“, ſo fängt eins unſerer Trinklieder an und  
nicht mit Unrecht, denn der Rheinwein macht fröhlich und giebt  
gute Gedanken. Der Franzoſe, Italiener und Spanier ſind im  
Grunde gedankenloſe Getränke; man trinkt ſie, weil ſie gut  
ſchmecken; beim Rheinwein denkt man. Schon der erſte Ge-  
danke iſt: Wo mag der Wein gewachſen ſein? Von welchem  
Jahrgang iſt er? Die Fremdländer wirken nur durch ihren Fa-  
brikantennamen, oder ganze Geviertmeilen von Weinland werden  
unter Einem tönenden Titel zuſammengefaßt, oder was an Son-  
dertiteln etwa verzeichnet iſt, das iſt nichts werth. Vom Jahr-  
gang iſt gar nicht die Rede. Ein ſolcher Wein iſt wie ein  
Buch ohne Verfaſſer, „gedruckt in dieſem Jahr“. Der echte  
Deutſche trinkt keinen guten Tropfen, ohne zu wiſſen, wann und  
wo er gewachſen iſt; er ſcheidet den jungen und den firnen,

scheidet nach Jahrgängen und Lagen, und in kundiger Steigerung folgt dem Guten der Bessere, dem Besseren der Beste, bis ein „rother Kragen“ von edelem Asmannshäuser dem sinnigen Wechselgespräch von Mann und Wein ein Ende macht. Aber solches ist auch nur am Rhein möglich, wo der Winzer seine Reben pflegt und nährt, wie die Mutter ihr Kind, wo er den Wein mit seiner Sorge geleitet vom ersten Geschein durch die Blüthe bis zur Reife, durch geduldiges Harren und dreifache Anlese aus dem Guten das Bessere und Beste schafft, und noch im Keller durch kundige Pflege den wilden Knaben zu einem herrlichen Jüngling erzieht. Da hat jeder Berg, jeder sonnige Hang seinen Sondernamen, oft nur eng begrenzt, nur von dem Kenner nach Würden geschätzt, aber bei solcher Sorgfalt, wie kein Volk der Erde sie seinem Weine widmet, erwächst auch ein ausgesuchtes Lieblingskind, vorab in guten Jahren, und die edeln Heimer und Steiner, die Berger und Thaler, sie sind wahrhaft adelige Herren, kleine Fürsten von Gottes Gnaden, in ritterlichen Ehren hochgehalten durch die ganze Welt, diese vielgeliebten Freiherrn von Oppenheim und Rierstein, Bodenheim und Laubenheim, Hochheim und Marcobrunn, Rauenthal und Steinberg, Geisenheim und Johannisberg, Rüdesheim und Asmannshausen, Ingelheim und Scharlachberg! Wohl uns, daß diese Edeln unter uns wohnen, und möge nie die nichtswürdige amerikanische Reblaus über sie kommen, noch an ihre trefflichen Brüder von Main, Mosel und Saar, denn auch da wächst an guten Stellen ein stolzes Geschlecht, welches das Dichterwort:

Rheinwein ist geschmolzne Sonne,

Moselwein gefrorner Mondschein

zu Schanden macht.

Und soll unser Herz nicht höher schlagen, wenn wir vorüber-

fahren an den sonnigen Hängen, wo solche edle Herren im Schutze der Burg oder des Klosters aufwachsen, wo so viel fröhliche Lieder, so viel gute Gedanken, so viel glückliche Witze aus dem Gestein aussprießen? Sollen unsere Gedanken nicht höher fliegen, wenn uns das tiefe Gold aus dem runden Römer entgegenblickt? Sowohl, wir trinken mit Verstand, wir denken beim Rheinwein! An was denken wir? An was anders, als an die Schönheit des Rheines, an Geschichte und Sage, an den frommen Siegfried und den Nibelungenhort, der bei Worms im Strome versunken liegt, an die Lorelei und den betäubten Roland, an Karl den Großen, den Nebenfreund, an Burgen und Felsen, Weinberge und Mandelbäume, an wundervolle Wanderfahrten in fröhlichen Jugendtagen, an entzückende Ausblicke vom hohen Felsgestein, an helle sonnige Tage, da wir auf dem Schiffe rheinab fahren, vor den Augen diese ewige Schönheit, in der Hand das Glas mit dem duftenden Goldtrank dieser Ufer! Das Alter denkt fröhlich an die vergangenen Tage, die Jugend denkt in glücklichem Traum an die verhüllte Zukunft; aus der goldenen Welle steigt Altes und Neues,

Vor allem aber das Bild der Geliebten,

Das Engelsköpfschen auf Rheinweingoldgrund.

So wird dem Deutschen das Land, wo solcher Wein wächst, ein Land der Poesie, wie die Dichtung und Sage, die Schönheit des Landes den Wein adeln, in ihm ein ewiges Leben gewinnen.

Es möchte nun scheinen, als ob diese Einwirkung des Rheines auf das deutsche Gemüth allezeit müsse vorhanden gewesen sein, denn seine Schönheit ist doch im Grunde unzerstörbar, seine Burgstädtlein und Burgen waren vormals ohne Zweifel noch malerischer als gegenwärtig, sein Handel blühte im Mittelalter

wie jetzt und seine Neben genießen seit einem Jahrtausend desselben Rufes. So ist es uns wunderlich zu beobachten, daß dieser, ich möchte sagen, andächtige Kultus des Rheines eine verhältnißmäßig junge Erscheinung ist. Vom Mittelalter kaum zu reden; es ist eine bekannte Thatsache, daß das Mittelalter für landschaftliche Reize geringes Verständniß hatte, daß ein Preis landschaftlicher Schönheit in den Dichtungen der Minnesänger soviel wie gar nicht vorkommt, jedenfalls ohne alles örtliche Gepräge ist. Albrecht Dürer sogar, der gefeierte Maler mit dem wunderbaren Kennerblick für die Gestalten des menschlichen Lebens, er fährt in schönster Sommerzeit 1520 und 1521 den Rhein hinab und hinauf, ohne in seinem sonst so peinlich gewissenhaft geführten Tagebuch ein Sterbenswörtlein zu sagen von dem malerischen Reiz dieser bald milden, bald schroffen Ufer. Ebenso wenig begegnen wir, soweit mir bekannt, im 17. und 18. Jahrhundert einem Lobe der Rheinlandschaft. Klopstock und Claudius besingen den Rheinwein, aber auch des Rheines Schönheit? So wenig wie Goethe, welcher gar manchmal den Rhein auf und abfuhr. Der feinsinnige Georg Forster, welcher Ende März 1790 den Rhein hinabfährt, erfreut sich an dem „reichen, mit aneinander hängenden Städten besäeten Nebenge-  
stade“ des Rheingaaes; dagegen findet er, daß für die Nacktheit des verengten Rheinufers unterhalb Bingen der Landschaftskenner keine Entschädigung finde, er erklärt die Berge zu beiden Seiten für einsörmig und ermüdend, die Burgtrümmer haben zuviel Aehnlichkeit mit den verwitterten Bergspitzen, auf welchen sie liegen; selbst die Lage der Städtchen, die eingeengt sind zwischen den senkrechten Wänden des Schiefergebirgs und dem Bette des furchtbaren Flusses, ist melancholisch und schauerhaft. Wie kommt es, möchte man fragen, daß der vereinigte Reiz von Ge-

schichte, Sage und Naturschönheit, welcher heutzutage um diesen Lieblingsstrom der Deutschen einen Zauberschein webt, noch für das nächst hinter uns liegende Jahrhundert eigentlich gar nicht vorhanden war?

Es haben dazu verschiedene Gründe mitgewirkt. Einestheils ward weniger gereist, das Reisen war beschwerlicher und dabei sogar auf dem Rhein und in seinen kleinen Städten — ich verweise u. A. auf die Reiseschilderungen von Jung-Stilling und Georg Forster — mit einer Menge heutzutage längst verschwundener Belästigungen verknüpft. Adertheils erscheint die Auffassungsfähigkeit für landschaftliche Schönheit eigentlich erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, im wesentlichen hervorgerufen durch Thomsons Jahreszeiten, Hallers Alpen und Rousseau's Neue Heloise; die deutsche Dichtung nahm seit Beginn der Sturm- und Drangzeit, also etwa seit 1772, einen völlig neuen Aufschwung, öffnete zum ersten Male dem deutschen Volke ganz und wirklich die Augen für landschaftliche Reize; eine kurze Hinweisung auf Goethe's Werther, auf Göltz's Mondscheingemälde und Schilderungen des Landlebens mag hier genügen. Und doch ist sogar diese wunderbare, plötzlich eintretende Erweiterung des deutschen Naturstunnes nicht ausreichend, zu erklären, weshalb etwa seit der Scheide des 18. und 19. Jahrhunderts der Rhein thatsächlich der Deutschen Lieblingsstrom geworden ist. Er dankt das, wie mir scheint, der Lage an der Westgrenze deutschen Landes, derselben geographischen Lage, die ihm neben soviel Glück auch so viel Leid gebracht hat.

Ich will das an einem Gleichniß deutlich machen. Der Vater liebt, sicherlich ohne Absicht und vielfach ohne Bewußtsein, dasjenige seiner Kinder am meisten, das ihm die meiste Sorge gemacht, um dessen Leben er am schwersten gekämpft hat; und

solch ein Sorgenkind des deutschen Volkes ist der Rhein Jahrhunderte lang gewesen, und vor allen Dingen an der letzten Scheide der Jahrhunderte.

Dem war nicht also im Mittelalter. Der Rhein bildete damals den Kern des deutschen Landes; von ihm aus drang deutsche Herrschaft, Sitte und Sprache langsam vor zu den slawischen Völkern an Elbe und Oder, wie die Donau hinab bis zu den Grenzen der Ungarn. Westwärts streckte sich deutsches Reichsgebiet weit hinüber bis an die Maas und an die untere Rhone, wenn auch die Obmacht des deutschen Königs über diese französisch redenden Grenzlande mehr und mehr sich in ein geschichtlich entstandenes und geschichtlich geschwundenes Schattenrecht verflüchtigte. Und wenn Lyon und Arles, Lüttich und Mainz nach und nach sich dem deutschen Reiche völlig entfremdeten, es schnitt doch nicht ins Fleisch des deutschen Volkes, ins Herz deutscher Ehre; es war fremdredendes Land, und man hatte es im Grunde längst verloren gegeben. Frankreich, durch die endlose Fehde mit England festgehalten, war machtlos; es war noch am Ausgang des Mittelalters möglich, daß König Ludwig XII. einen seiner Rätthe, welcher Kaiser Max spottend den Bürgermeister von Augsburg genannt hatte, mit den Worten heimschickte: Du Esel mußt von der hohen Obrigkeit nicht schmähtlich reden. Glaube mir, wenn dieser Bürgermeister läßt die Glocke läuten, so ist ganz Deutschland im Harnisch, und Frankreich beginnt zu zittern!

Durch das ganze Mittelalter hindurch also hatte der Deutsche keinen Anlaß, den Rhein mit anderen Augen zu betrachten, als jeden andern deutschen Strom. Das wandelte sich, seitdem Frankreich durch Ludwig XI. und seine Nachfolger gestärkt, den Nebenbuhlerkampf mit dem deutschen Reiche begann und dabei

in dem Zwiespalt der Bekenntnisse eine verhängnißvolle Unterstützung fand. Im Jahre 1552 ward Metz verrätherisch vom Reich abgerissen, 1648 ging das österreichische Elsaß verloren, 1681 zogen die Franzosen in Straßburg ein. Je machtloser sich das ersterbende heilige römische Reich deutscher Nation erwies, desto gefährlicher brauste die Kriegeswoge von Westen heran; 1689 ward die Pfalz und alles Land ringsum mit Feuer und Schwert verwüstet; die Flammen der herrlichen Münster von Speier, Worms und Oppenheim spiegelten sich an demselben fürchterlichen Pfingsttag 1689 in den Wellen des Rheines. Und so ging es weiter in den nächsten Jahrzehnten; die zahllosen Burgen des Rheines und seiner Nebenthäler wurden von französischen Mordbrennern gebrochen und blickten trümmerhaft in das verwüstete Land; die alte Pfaffengasse, sonst der Garten Deutschlands, ward arm und träg. Aber noch erhielt sich das Elsaß völlig sein deutsches Gepräge; erst der Völkersturm der französischen Staatsumwälzung brachte das Schlagwort auf, daß der Rhein die natürliche Grenze Frankreichs sei, daß das linke Rheinufer von Gottes und Rechts wegen zu Frankreich gehöre. Die Schwaben des linken Oberrheinufers, die Elsässer, zogen jubelnd unter dem siegreichen blauweißrothen Banner mit, und der Frieden von Lüneville 1801 besiegelte Deutschlands Schande; das linke Rheinufer von Basel bis Cleve war französisch.

Gleichsam über Nacht war dem in poetischem und philosophischem Stillleben versunkenen deutschen Volke des 18. Jahrhunderts ein mächtiges Stück uralten Reichsbodens entrisfen worden; nicht in Straßburg blos, auch in Mainz und Köln, in Aachen und Trier wehte die Trikolore, spreizten sich die Bannerträger der französischen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Das lange drohende Unheil war hereingebrochen; der Rhein war

nicht mehr, wie Goethe in Hermann und Dorothea schreibt, ein „allverhindernder Graben“; wohl war sein Thalweg die Grenze, aber die gesprengten Festungen des rechten Rheinuferes durften nicht hergestellt werden; wehrlos lag es vor den Augen der Eroberer. Setzt erst, im Gefühle der bittersten Noth, der brennendsten Scham, kam dem Deutschen das Bewußtsein vom Werth des Rheines, der bisher nur als Spender edeln Weines geschätzt worden war, das Bewußtsein, daß sein Besitz für Deutschland eine Frage nationaler Ehre, ja nationalen Bestehens sei. So ward der Rhein das Schmerzenskind von Deutschland.

Als dann im Jahre des Heils 1813 die Kriegeswohle rückwärts brauste, da ward der Gedanke an die Befreiung des Rheines sofort zum Feldgeschrei; da schrieb der herrliche Ernst Moritz Arndt sein Büchlein: „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“, und gab damit dem allgemeinen Bewußtsein Wort und Stimme; Schenkendorf's edles Gedicht auf den Rhein, das erste, welches unserer gegenwärtigen Empfindung für den herrlichen Strom vollen Ausdruck giebt, schöpft tief aus dem bisher verschütteten Born der rheinischen Geschichte und Sage. Die Hoffnung aber, daß bei dieser Gelegenheit altes Unrecht gut gemacht, das das ganze linke Rheinufer deutsch werde, sie ward nicht erfüllt, so eifrig Preußens Feldherren und Staatsmänner sich darum bemühten; das linke Ufer des Ober Rheines blieb französisch. Mit derselben Gewißheit aber, mit welcher die Franzosen vom nächsten Kriege die Eroberung des ganzen linken Rheinuferes erwarteten, richteten die Deutschen ihr Denken darauf, das in den Jahren 1814 und 1815 Versäumte bei günstiger Gelegenheit nachzuholen; das Rheinland, bisher die faule Pfaffengasse, verkommen und verarmt, trat unter preussische Herrschaft und damit in das volle Leben der Gegenwart ein;

der herrliche Strom, gerade weil er eine Zeitlang entfremdet gewesen und allezeit zunächst gefährdet war, ward der Liebling der deutschen Dichter. Die Romantiker eröffnen den Preis des Rheines, die Dichter des Rheinlandes selbst folgen nach, und jeder freche Kriegsruf von Westen entflammt des deutschen Volkes Liebe zum Rhein aufs neue. So im Jahre 1840. Becker's Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben“ ist rasch verflogen, trotz seiner hundert Weisen; die Wacht am Rhein, aus gleicher Zeit, ruhte drei Jahrzehnte im Schlummer, um 1870 eine glänzende Auferstehung zu feiern.

Als dann die Stunde der Entscheidung kam, da ging sofort durch alles Volk der flammende Gedanke: Wir müssen den Rhein wieder haben, den ganzen Rhein, das Münster Erwin's, das alte Metz, den Wasgenwald, die Obermosel, Straßburg, die Stadt Gottfried's und Tauler's, des Sebastian Brant und Geiler's von Kaisersberg, die Stadt, wo Gutenberg die erste Buchdruckerpresse baute und Goethe seine Jugendlieder an Friederike dichtete. Es traf sich gar herrlich, daß diesem aus einer Fülle geschichtlicher und dichterischer Erinnerungen geborenen Drange des deutschen Volkes die politische Nothwendigkeit zu Hilfe kam. Der Rhein ward wieder deutsch, von Basel bis zur Pfalz, und damit war eine seit Jahrhunderten offene Wunde am Leibe des deutschen Volkes geschlossen, ein quälender Gedanke der Scham und der Sehnsucht zur Ruhe gebracht. Und wir lieben unsern Rhein jetzt um so mehr, weil wir nicht mehr mit Kummer im Herzen an unsere Schwäche zu denken brauchen; wir freuen uns seiner Schönheit und seines edeln Weines doppelt, weil wir, wie ein Lieblingskind dem drohenden Tode, so den edelsten der deutschen Ströme der Fremdherrschaft entrisen haben. So mag Max

von Schenkendorf, von dessen Rheinlied diese Betrachtung ausging, dieselbe auch beschließen:

Erfüllt ist jenes Wort,  
 Der König ist nun frei;  
 Der Nibelungenhort  
 Ersteht und glänzet neu!  
 Es sind die alten deutschen Ehren,  
 Die wieder ihren Schein bewähren,  
 Der Väter Zucht und Muth und Ruhm,  
 Das heil'ge deutsche Kaiserthum!

Wir huld'gen unserm Herrn,  
 Wir trinken seinen Wein.  
 Die Freiheit sei der Stern!  
 Die Losung sei der Rhein!  
 Wir wollen ihm auf's neue schwören;  
 Wir müssen ihm, er uns gehören.  
 Vom Felsen kommt er frei und hehr,  
 Er stieße frei in Gottes Meer!